



GAME OVER

Verdammt, wo kam der Nebel plötzlich her? In Schwaden zog er auf, hüllte die Umgebung in einen Schleier. Bardino, der sonst gemütlich im Schrittempo neben mir berlief, zog wie wild an der Leine. Der Wind brachte die hohen Bäume zum Rauschen. Er ließ mich frösteln. Für Anfang September war es schon sehr kalt. Ich fror in meinem bauchfreien Top. Weder für dieses Wetter noch für den heutigen Anlass war ich passend gekleidet. Aber warum auch? Lange wollte ich sowieso nicht bleiben.

Die Herbstsonne war nun vollkommen vom Nebel verschluckt. Waldweg und Horizont verschwammen zu einem weißen Nichts. Leise setzte der Regen ein, der schon seit Tagen vom Wetterbericht angekündigt wurde. Der Sommer war nun endgültig vorbei. Regentropfen liefen an meinen Armen hinunter. Gleichmäßig trommelten sie auf das Blätterdach über mir. Der Schauer wurde stärker. Meine schwarzen Boots gaben auf dem matschigen Waldweg schmatzende Geräusche von sich. Niemand sonst schien an diesem Freitagmorgen unterwegs zu sein. Sonst traf ich immer auf andere Hundebesitzer. Oft stürzten die Tiere sich auf Bardino, der dann anfing verschreckt zu jaulen.

Die zarte Geräuschkulisse wurde von einem schrillen Klingeln unterbrochen, das mich aus meinen Gedanken riss. Ich blickte auf das Display des Handys. Blieb stehen. Schluckte, als ich die Nummer erkannte. Der Nebel hatte sich um mich geschlossen. Bardino war stehen geblieben und blickte mich fragend an. Ich drückte die grüne Taste, hob das Handy ans Ohr und brachte ein raues „Und?“ heraus.

Stille. Lange erdrückende Stille. Dann fing der Mann am anderen Ende endlich an zu reden. „Es sieht nicht gut aus.“

Um mich herum schwamm alles. Ich biss mir auf die Lippe, drehte mein Lippenpiercing hektisch hin und her, vergrub die Fingernägel im kalten Fleisch meiner Arme. Seine Stimme klang wie von weit her. Nur Wortfetzen erreichten meine Ohren.

„Ein Jahr“, sagte ich und schluckte. „Ob nein, nur noch ein Jahr?“

Ich spürte die Angst in mir aufsteigen. Der Kampf gegen seine Krankheit war umsonst gewesen. Ich würde ihn verlieren.

*

„Ich würde ihn verlieren“, tippte Carsten und sah vom Laptop hoch.

Sein nackter Hintern klebte an dem hochwertigen Lederstuhl, der leicht nach hinten gekippt war. Die antike Standuhr tickte einschläfernd ihr Lied. Draußen donnerte die S-Bahn vorbei und kurz darauf spürte er das Rattern der U-Bahn, die direkt unter seiner Altbauwohnung entlang lief. Die Tassen klirrten in der Küche. Andere Leute würde „der Lärm“ vielleicht stören. Doch für ihn bedeutete er Heimat. Er gehörte zu Berlin.

Der Teekessel pff. Langsam stand Carsten auf und schlurfte durch sein großes Arbeitszimmer während er sich die behaarte Brust kratzte. Der Raum war hoch und hell erleuchtet. Neben der spärlichen Einrichtung hatte er einige Pflanzen gezielt in Zimmerecken platziert. Seine Brille war ihm beim konzentrierten



Arbeiten bis auf die Nasenspitze gerutscht. Er rückte sie zurecht und betrat die Küche durch einen hohen stilvollen Bogen.

Er goss das Wasser auf. Fenchelgeruch lag in der Luft. Eine kurze Teepause half ihm immer, neue Kraft zu sammeln.

Sein Körper strotze vor Energie seit er sein neues Lebensprojekt „Nackt die Umwelt fühlen“ gestartet hatte. Er versuchte seitdem, zu Hause die Umwelt mit allen Sinnen bewusst wahrzunehmen. Den „healthy way of life“ verfolgte er schon lange. In seiner Jugend hatten Alkohol, Partys und das aktive Mitwirken bei Demonstrationen eine wichtige Rolle gespielt. Sein Gesicht war vom langen Drogenkonsum gezeichnet gewesen. Die Wangen ausgemergelt, die Haare dünn. Die Ohrläppchen waren ausgeleiert gewesen, weil er tagtäglich schwere Schmucksteine getragen hatte. Sie hatten schlaff sein schmales Gesicht umrahmt. Wie zwei große Löcher. Bei jedem Blick in den Spiegel hatten sie die Erinnerung an diese Lebensphase wachgerufen. An seinem 33. Geburtstag hatte er sich dann entschieden, seine äußere Erscheinung durch einen operativen Eingriff ändern zu lassen.

Eigentlich lehnte er jeden unnatürlichen Eingriff ab. Jedoch ging es bei diesem Schritt um seine gestörte Selbstwahrnehmung. Es ging um seinen traumatisierten Körper, den er wieder beleben musste. Nachdem sein neues Ich dann aus der Vollnarkose erwacht war, hatte Carsten seinem geschwächten Körper Erholung und Genesung gegönnt.

Nun schwor er auf gesunde Ernährung und seine verjüngenden Kräuterbäder. Nackt lehnte er sich an die Küchenanrichte und sah aus dem kleinen Fenster, das auf eine viel befahrene Straße zeigte. Menschen eilten mit Blick zum Boden oder aufs Handy vorbei.

Das plötzliche Klingeln an der Wohnungstür riss ihn aus den Gedanken. Vorsichtig öffnete er das Küchenfenster und lehnte sich gerade genug hinaus, um einen Blick auf die gelbe Kappe des Postboten zu erhaschen. Seine sonst so lockere Haltung verspannte sich augenblicklich. Schnell schloss er das Fenster wieder. Sah sich um. Er würde ihm nicht öffnen. Er durfte nicht! Völlig aufgelöst lief er umher. Er warf sich seinen grünen Bademantel über. Was sollte er tun?

Als er aus dem Fenster im Arbeitszimmer blickte, bemerkte er mit Schrecken, dass der Bote verschwunden war. Das Postauto jedoch stand mit laufendem Motor in der Einfahrt. Er hetzte von einem Fenster zum anderen und zog die schweren Gardinen ruckartig zu. Die sonst so hellen Räume versanken in Dunkelheit. Bedrohlich flackerten die esoterisch duftenden Kerzen. Für einen Moment blieb er mitten im Raum stehen. Er hörte, wie an der Haustür unten der Summer ertönte. Hörte schwere Schritte im Treppenhaus. Ein dumpfes Schnaufen. Jemand hatte dem Boten geöffnet! Die Stufen knarrten. Dielenbretter knackten. Stille. Ein Klopfen an seiner Tür. Kerzengerade stand er im Raum. Stille. Wieder das Knacken der Dielenbretter. Erneutes Klopfen. Diesmal an der Nachbarstür.

Kaum zwei Sekunden waren vergangen, da wurde eine Tür aufgerissen.



„Ja Hallöchen!“ Frau Wiesbergs hohe Stimme hallte durch das ganze Haus.

Die S-Bahn ratterte wieder vorbei. Das Summen und Brummen der U-Bahn übertönte die Antwort des schnaufenden Postmanns. Carsten schlich durch den Raum zur Wohnungstür und sah durch den Spion. Die alte Frau stand auf den Gehstock gestützt und mit ihrer gewohnt heiteren Miene in dem Türrahmen gegenüber. Sie nahm gerade sein Paket an! Er verlor fast die Beherrschung. Der Bote reichte es über Frau Wiesbergs *Welcome-in-heaven*-Fußmatte. Carsten biss sich in die Faust, um nicht zu schreien.

Er wartete, bis die schweren Schritte und das Schnaufen nicht mehr zu hören waren und huschte dann, nur in den grünen Bademantel gehüllt, auf den kalten Flur hinaus. Ohne lange zu überlegen, hämmerte er gegen Frau Wiesbergs Tür, die kurz darauf aufsprang. Bevor er zu Wort kam, hatte sie ihn auf Bauchhöhe umschlungen.

„Ach Carsten, hallöchen, man sieht dich ja kaum noch“, fing sie an und stützte sich wieder auf ihren Gehstock.

„Ist alles in Ordnung? Du siehst aus als hättest du einen Geist gesehen.“ Mit zitternder Hand strich sie ihm übers Gesicht. Er war völlig aufgelöst. Hektisch fummelte er an dem Bademantel herum und zog ihn enger um seinen blanken Hintern.

„Das Paket“, brachte er heraus und wies auf den länglichen Karton, der neben ihr an der Wand lehnte.

„Dir fehlt doch was. Macht dir die viele Arbeit zu schaffen?“

Ohne zu antworten, nahm er ihr das Päckchen ab und durchquerte den kleinen Flur zurück zu seiner Wohnung. Er erhaschte noch einen Blick auf ihren verwirrten Gesichtsausdruck. Dann fiel seine Wohnungstür krachend ins Schloss.

*

„Sie sind überall“, rief Phil, als er mir entgegen rannte. Bardino erkannte ihn und hüpfte vor Freude. Die Kirchenglocke schlug gerade zehn. „Auf Schritt und Tritt verfolgen sie einen. Nicht mal Pissen kann man, ohne dass die einem hinterher gaffen. Scheiß Bullen.“

Ich antwortete nicht. Meine Klamotten waren vollkommen durchnässt. Der Regen war noch stärker geworden. Zitternd schlang ich die Arme um meinen Oberkörper und stürzte auf die Kirche zu, um endlich ins Trockene zu kommen. Bardino schnüffelte an Phils Hose und begrüßte ihn mit einem sanften Stupsen. Ich band ihn trotz seines Jaulens mit zitternden Händen am Fahrradständer fest.

„Hier, nimm meinen Pulli, du hast schon blaue Lippen“, raunte Phil mir zu und spuckte noch einmal ins Beet bevor wir eintraten.

„Ich seh gar keinen!“, flüsterte ich und zog mir den durchlöcherten Pullover über.

„Na, glaubst du, die kommen in Uniform? Nee, natürlich nicht. Alle in Zivil. Ich kenn die zwei da vorn. Sind aber bestimmt noch mehr da!“

Er machte Anstalten, wieder zu spucken, doch ich rammte ihm meinen Ellenbogen in die Rippen und schob ihn zur hintersten Sitzreihe.



Es waren nur wenige Leute gekommen. Dem Blick von Hendriks Eltern wich ich aus. Ich versuchte mich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Doch das war schwierig, wenn man in zerfetzten Klamotten, tätowiert und gepierct in einem Gotteshaus erschien. Noch schwieriger war es aber, wenn man mit Phil unterwegs war. Sogar ich konnte nur schwer mit seiner provokanten Art umgehen.

Pfeifend zog er sich die matschigen Springerstiefel von den Füßen und legte die nackten Füße neben das aufgeschlagene Liederbuch. Mein Blick streifte die farbenfrohen Kirchenfenster, die zusammen mit dem donnergrauen Himmel einen bedrohlichen Schein auf den Altarraum warfen. Neben dem geschlossenen Sarg, der unter pompösen Blumengestecken begraben war, stand ein Bild. Ein Foto von Hendrik.

Seine lakritzschwarzen Haare waren kurz. Die Aufnahme war schon mindestens fünf Jahre alt. Sein kantiges Gesicht war noch nicht von langen Dreadlocks umschlungen. Sie zeigte nicht den Hendrik, den ich so sehr gemocht hatte, so sehr vermisste. Zu sehen war das Abbild eines anständigen Jungen, auf den seine Eltern einmal so stolz gewesen waren. Bevor er angefangen hatte, mit seinen Freunden auf irgendwelchen Partys irgendwelche Pillen einzunehmen ...

Überdosis. Zwanzig Jahre war er gewesen. Erst Zwanzig ... Ich hätte jetzt weinen können, aber ich war jemand, der alles in sich aufzog. Wut und Aggressionen bauten sich in mir auf. Ballten sich über Monate und Jahre im Bauch zusammen. Wie Krämpfe. Schmerzhaft. Und plötzlich taucht dann das ganze Unterdrückte wieder auf. Kommt zurück. Zurück an die Oberfläche. Und dann gibt es kein Halten mehr.

*

Zurück im Arbeitszimmer streifte Carsten sich den Bademantel von den Schultern und blieb ratlos stehen. Das Licht der Deckenlampe wies wie ein Spotlight auf den länglichen Karton, den er fest in den Händen hielt. Die Knöchel seiner langen Finger traten hervor. Die Adern zeichneten sich noch blauer als sonst unter seiner hellen Haut ab. Das Päckchen sah sehr abgenutzt aus, und es fühlte sich rau an, als sei es schon weit gereist. Er sollte überlegen, wie er vorging. Sollte sich zusammenreißen und einen klugen Gedanken fassen.

Doch sein Kopf war leer. Keine rettender Gedanke. Ihm würde nichts anderes übrig bleiben, als das Paket zu öffnen.

Carsten dachte an seine Entspannungsweisen, atmete tief durch und setzte sich, nachdem er den Plattenspieler eingeschaltet hatte, zurück an seinen Tisch. Dokumente und Ordner schob er zur Seite. Die Sendung lag nun vor ihm. Er wusste, was darin sein würde. Ihr harmloses Äußeres widersprach ihrem Inhalt zutiefst. Wie ein niedlicher Hund, der beim Zu-nahe-Kommen anfing, wild um sich zu beißen.

Vorsichtig schnitt er das Klebeband durch und klappte den Deckel auf. Einen tiefen Atemzug später sah er hinein.

Wie erwartet erhaschte er einen Blick auf verschiedene Bildabzüge, die auf dem Weg ihre Ordnung verloren hatten und verstreut im Füllmaterial lagen. Es waren vier kleine Fotoabzüge, die die Aufnahmen einer Überwachungskamera zeigten. Man konnte männliche, maskierte Gestalten erkennen. Carsten legte sie zur Seite und betrachtete den Karton noch einmal genauer. Seine Aufmerksamkeit wurde



von einem Schlüssel gefesselt. Klein und unscheinbar lag er in dem Durcheinander.

Ein Schlüssel?

Wozu gehörte er?

Verwirrt legte er ihn zu den Fotos. An der Innenseite des Deckels klebte ein Notizzettel. Schnell rückte er seine Brille zurecht und versuchte die verschlungenen Buchstaben zu entziffern.

Baumskelette nackt

Verspielt ziehn sie gern blank

Blättertanzburen

Er stutzte erneut. Der erhoffte Ah-Effekt blieb aus. Carsten strich sich über den Dreitagebart und klappte die Kiste zu.

Mit diffusen Gedanken und aufgewirbelten Gemüt versuchte er die wirren Worte und den Schlüssel aus dem Kopf zu verdängen und wandte sich wieder dem Bildschirm zu. Er wollte nicht darüber nachdenken, wollte sich ablenken – mit Schreiben!

Es dämmerte, als wir uns wie besprochen am Görlitzer Bahnhof zusammenfanden.

*

Es dämmerte, als wir uns wie besprochen am Görlitzer Bahnhof zusammenfanden

Die Leute rauschten an uns vorbei. Wir senkten die Blicke. Doch der Versuch, unauffällig zu bleiben, misslang. Vollkommen schwarz angezogen zogen wir die Aufmerksamkeit der Leute in unsere Richtung. Blicke streiften uns.

„Kai, hierher!“, rief Phil, spuckte gegen die pissgelbe Wand des U-Bahnhofs und zählte leise die Anwesenden durch. Kai, der die Gruppe nun bemerkt hatte, lief von Ausgang Skalitzer Straße auf uns zu, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben.

„Neun, wer fehlt?“

„Marlon, und Jonas kommt heute nicht“, antwortete ich knapp und ließ meinen Blick über die bekannten Gesichter wandern. Es war Samstagabend. Ein schneller Blick auf die Armbanduhr sagte mir, dass wir noch genau zwei Stunden hatten. Um zwanzig Uhr hatten die Mitarbeiter der Station für Medizinische Forschung Feierabend. Fünfzehn Minuten später schloss der Sicherheitsdienst die Abteilung ab. Genau dann fing unsere Arbeit an.

Marlon sprintete die Rolltreppe hinunter. Die Stahlkappen seiner Stiefel klackerten auf dem Boden, als er gezielt auf die Gruppe zulief. Sein blonder Haarschopf war unter einer schwarzen Mütze verborgen. Nur einzelne Strähnchen fielen ihm ins Gesicht.

„Wurd’ aber auch Zeit“, knurrte Phil, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und lief die Treppen zum U-Bahnhof hinunter. Die anderen folgten ihm. Ohne zu fragen. Ohne zu reden.



Noch 7 Stunden und 33 Minuten, 19:30 Uhr

„Tascha, halt die Fresse!“, zischte ich. „Wenn du Schiss hast, kannst du gleich wieder gehen!“

Tascha verdrehte die Augen und zog sich die Sturmhaube über. Ich zog die Kapuze auf und schnürte sie fest. Wir saßen hinter einer hohen Hecke. Sie trennte den hell erleuchteten Parkplatz des Gebäudes von der Dunkelheit, die uns von der leeren Straße entgegenschlug. Die hohen Fabrikgebäude, die eins neben dem anderen aus dem Boden wuchsen, wurden von Schwärze verschluckt.

„Warum kommen wir immer so verdammt früh? Warum machen wir diese Aktion nicht einfach mitten in der Nacht?“, sie versuchte ihre Stimme stark klingen zu lassen, doch am Ende des Satzes sprang sie gefährlich hoch.

„Willst du vielleicht noch ein bisschen lauter reden?“, flüsterte Phil, der sich auch das Gesicht verummt hatte. Er warf ihr noch einen Blick zu, der die vorlaute Tascha zum Verstummen brachte.

„Wir können das nicht mitten in der Nacht machen. Wir wissen doch von Hendrik ...“ Ich stockte kurz und musste schlucken, um den Kloß im Hals loszuwerden, nun war er schon eine Woche tot. „... dass es Nachts zwei Kontrollgänge gibt“, fuhr ich fort. „Tascha, die wissen doch, dass wir wiederkommen. Wir müssen uns an das halten, was Hendrik von seinen Eltern wusste. Wir haben Hintergrundinfos! Wir müssen die nutzen. Wenn Hendriks Vater mit seinem ach-so-tollen Mercedes von diesem Parkplatz fährt, können wir sicher sein, dass wir mindestens eine Stunde Zeit haben. Kapiert?“

Ein kurzes Schnauben.

Dann war Stille. Nur das Surren der Laternen vom Parkplatz war zu hören. Die Kälte legte sich schwer über uns. Wir saßen da. Reglos. Bis das Motorengeräusch laut und bedrohlich die stumme Atmosphäre zerriss.

Es entfernte sich. Zurück blieb angespanntes Schweigen.

„Los!“, zischte Phil. Und wir folgten ihm, routiniert, geräuschlos, wie ein Rudel Wölfe.

Die Gänge waren verlassen. Der glatte Linoleumboden glänzte im Lichtkegel der Taschenlampe. Marlon und Kai standen als Wachposten auf dem Parkplatz. Einer hatte den Haupteingang und der andere den Parkplatz im Blick. Tascha hatte mit ihrem älteren Bruder Shawn im unteren Geschoss Stellung bezogen. Wir kannten jeden Winkel des Gebäudes. Hendriks Vater war Leiter dieser Einrichtung. Sein Sohn hatte ihn oft besucht, bis er in ein Alter gekommen war, in dem ihm die totgeschwiegene Seite der Forschungen nicht mehr verborgen blieb.

Die Firma war angesehen, einige ihrer Mitarbeiter mit wissenschaftlichen Preisen ausgezeichnet. Lebensverbessernde Entdeckungen ... lebensrettende Erkenntnisse ... lebensnotwendige Forschung. Blablabla.

Urkunden schmückten die weißen Wände. Ärgerlich schlug ich im Vorbeigehen einen Bilderrahmen zu Bruch. Mit einem lauten Klirren fiel er zu Boden. Die Glassplinter knirschten beim Vorübergehen. Jetzt, wo Hendrik nicht mehr dabei war, liefen wir still nebeneinander. Vor zwei Wochen waren wir randalierend durch die Büros gerannt, waren auf den Essenswagen durch die leere Kantine gefahren. Nun war alles anders.



Wir hatten die Station erreicht: Versuche am lebenden Tier. Im Gegensatz zu der Abteilung, die ein Stockwerk höher lag, wurden hier Langzeitversuche durchgeführt. Das heißt: An den Tieren, überwiegend an Hunden, wurde über einen längeren Zeitraum Medikamente oder operative Eingriffe erforscht. Hauptsächlich Herzmedikamente und Herzkatheter. In der Abteilung über uns dagegen untersuchten Pathologen Gewebepräparate der Tiere, denen am Vortag ein Medikament injiziert worden war.

Es knackte leise, als ich den Schlüssel im Schloss drehte. Bevor ich die Tür aufstieß, warf ich noch einen Blick in die Runde. Vier ernste Gesichter und Phils hämisches Grinsen.

Wir schlichen einer nach dem anderen in die Dunkelheit. Der Geruch stark desinfizierender Reinigungsmittel schoss mir in die Nase. Der Lichtkegel der Taschenlampe erfasste die Käfige, brachte die Glasscheiben und Gitterstäbe zum Glänzen. Ich leuchtete zur linken Seite.

Vom Licht aufgeschreckt wuselten die Ratten umher. Kletterten panisch über ihre Artgenossen hinweg, verkümmerten sich. Lautes Fiepen. Kleine rote Augen, die durch das Gewusel blitzten. Schnell wandte ich mich ab, lief gezielt zum angrenzenden Raum. Zuckendes Neonlicht erhellte nach und nach den fensterlosen Raum, der als Futterküche zu dienen schien. Ich lief weiter, ohne den Urkunden, die die minzgrünen Wände offenbar verschönern sollten, eines Blickes zu würdigen.

Die nächste Tür war nicht abgesperrt.

Fünf Fußpaare drängten sich in den angrenzenden Raum. Die Gummisohlen quietschen. Die schwere Tür fiel zurück ins Schloss und es herrschte vollkommene Dunkelheit.

Ich knipste die Taschenlampe wieder an. Wir kannten die Räume, wir kannten das Gebäude; so oft hatten wir es im Halbdunkeln erkundet. Doch jedes Mal, bevor ich in diesem Raum die Lampe anknipste, sprang mir mein Herzschlag in lautem schnellen Technorythmen bis in den Hals.

Den anderen schien es ähnlich zu gehen. Kein Tuscheln, kein lautes Atmen. Mucksmäuschenstill standen wir dicht zusammengedrängt da. Reglos.

Beim Anschalten der Taschenlampe atmete ich geräuschvoll aus.

Zu beiden Seiten des Raumes waren hohe Gitterwände angebracht. Mehrere Regalbretter trennten die einzelnen Zellen ab, vier Etagen, hoch bis zur Decke. Ein Gefängnis.

Die Versuchstiere hatten unsere Anwesenheit wahrgenommen. Leises Scharren drang in meine Ohren. Zu meiner rechten Seite regte sich ein Beagle. Am Hinterkopf war er kahl rasiert, sodass man die rote Narbe deutlich sehen konnte. Plötzlich sprang neben ihm eine kleine Gestalt aus dem Schatten der Trennwände hervor. Ich zuckte zusammen, ließ fast die Taschenlampe fallen. Ein Schäferhund stand mit hochgezogenen Lefzen am Gitter. Sein Knurren lag wie ein Donnergrauen in der Luft.

Phil drückte sich an mir vorbei, lief unbeeindruckt zum Ende des Raumes. Meine Schockstarre löste sich, ich eilte ihm nach und reichte ihm den schweren Schlüsselbund. Hendrik hatte jeden einzelnen der Schlüssel selber nachgegossen. Hatte das Vertrauen seines Vaters ausgenutzt. Hatte tagtäglich Informationen über die Versuche in Erfahrung gebracht. Hatte den interessierten kleinen Sohn gespielt. Seine Eltern waren nun dahinter gekommen.



Lautes Rascheln, Scharren. Jaulen. Die Zwingertür sprang auf. Fünf junge Hunde drängten sich verschreckt in die Ecke.

„Höchstens zwei!“, flüsterte ich während Phil über den Betonboden zu ihnen kroch. Er sah sich die Hunde an. Jeden einzeln. Studierte einen nach dem anderen sorgfältig, nahm sie vorsichtig hoch, setzte sie wieder ab. Schüttelte den Kopf.

„Diese perversen Schweine! Der hier ist total unsauber vernäht worden!“ Entschlossen hob er die zwei kränklichsten Tiere an seine Brust, stand auf und verließ den Zwinger.

Wir rannten zurück. So viel Adrenalin kochte in unseren Adern, so viel Wut pochte im Kopf. Raus. Raus aus diesem Höllenhaus!

Keuchend erreichten wir den Parkplatz. Die anderen verstaute die Hunde, die wie verrückt fielen in den Rucksäcken. Ich sah mich um. Der Parkplatz lag verlassen da. Neben der eisigen Kälte zog nun auch noch ein schneidender Wind unter unsere Klamotten. Ich blies mir in die starren Hände. Reif glänzte auf dem perfekt gestutzten Rasen, der wie Igelstacheln aus dem Boden entlang der hohen Mauern spross. Die hohen Hecken am Eingangsbereich sollten offenbar von dem hässlichen Plattenbau mit seinem noch hässlicheren Innenleben ablenken. Ich lief zum Haupteingang.

Dort war sie. Die Kamera, rot blinkend.

Ich spürte den Zorn in mir pulsieren. Bereit gleich hochzugehen und auszubrechen. Diese Welt machte mich kaputt. Der Bruder todkrank. Der Freund gestorben. Enttäuschte Eltern. Eine kranke Gesellschaft, die uns zwang, im System zu bleiben. Und wenn man sich dagegen wehrt, war es vorbei. Es ist vorbei ...

Wie im Wahn schnappte ich mit meinen eiskalten Fingern einen Stein, versuchte mich durch die hohe Hecke zu zwängen, die sich wie eine Mauer gegen mich stemmte. Adrenalin pfefferte durch meine Adern. Ich presste mich durch einen hohen Thuja-Busch. Fiel durch sein Blattwerk auf den vereisten Boden dahinter. Schrammen zogen sich über meine Hände. Langsam füllten sich die weißlichen Schnitte mit Blut. Ich wischte es an dem Hoodie ab, der mir fast bis zu den Knien reichte, und kletterte geschickt auf die Fensterbank. Ich hangelte mich auf das Vordach und schwang meinen Körper zur Überwachungskamera hinüber. Blind vor Wut sah ich mit verhülltem Gesicht direkt in die Linse. Warum die Maske nicht abnehmen?, sagte mein Unterbewusstsein spöttisch.

Sie wussten obnein, dass ich zu der Gang gehörte!

Sie wussten dass ich einmal im Monat in ihr Versuchslabor einbrach!

Sie wussten Bescheid! - Deswegen wurde ich ja auch erpresst.

Ich schlug zu. Das Metallgehäuse der Kamera verbog sich unter der Wucht des Stoßes.

Das zweite Päckchen war gestern angekommen. Mit Fotos - von mir. Sie zeigten eine erschrockene Ena, der die Kapuze vom Kopf gerutscht war. Todesbleich hatte sie direkt in die Linse geschaut...

Ich schlug erneut mit voller Kraft zu.

Ein Klirren. Ein Knacken. Die Halterung war verbogen. Die Kamera blinkte weiter. Mir war, als könnte ich sie hämisch lachen hören.



„Verdammte Scheiße, komm da runter!“, brüllte Phil so laut über den Parkplatz, dass die Hunde augenblicklich anfangen zu kläffen. Seine Mahnung, möglichst zu leise, schien vergessen.

„Bist du völlig übergeschnappt, Ena? Was ist los mit dir?“

Ich werde erpresst - Wichser!, dachte ich. Der Groll in meinem Bauch ließ nur langsam nach.

Der demolierten Kamera warf ich noch einen wütenden Blick zu, bevor ich zurück auf den festen Boden sprang.

Sirenen.

Instinktiv kroch ich hinter einen der hohen Büsche.

Blaulicht.

Schreie.

Bellen.

Rufe.

Autotüren knallten.

Die Angst schnürte mir die Kehle zu.

*

Es piepte. Carsten drehte sich stöhnend auf die Seite und schlug den Wecker aus. Die Stille, die nun seine Ohren füllte, ließ ihn aufatmen. Er wischte sich die Müdigkeit aus den Augen, und richtete sich im Bett auf. Kalter Wind pfiff durch die Vorhänge und ließ ihn frösteln. Die U-Bahn ratterte ihr morgendliches Lied. Er verwarf den Gedanken an die wirren Traumfetzen, die ihm wie Honig im Kopf klebten, gab sich einen Ruck und stand auf. Unter den nackten Füßen fühlte er die lasierten Dielenbretter. Schnell schloss er die Fenster. Draußen tauchten Nebelschwaden die Umgebung in einen geheimnisvollen Schleier. Kälte zog durch die Straßen und kündigte den bevorstehenden Winter an.

Mit einer Tasse Tee sank er auf den Bürostuhl, der sich eisig an seinen nackten Körper schmiegte. Carsten nahm einen Schluck des heißen Zitronenwassers, dem man heilende und entgiftende Kräfte zusprach, und holte das Tagebuch aus der obersten Schreibtischschublade hervor. Dort lag es nun schon seit Jahren. Seit er es heimlich aus ihrem Zimmer geschmuggelt hatte. Schon der Einband machte deutlich, dass es kein gewöhnliches Tagebuch war. Es war kein Notizheft für Liebesgeheimnisse oder Träume. Es war nicht mit Sorgfalt verziert oder beklebt worden. Es zogen sich auch keine roten Herzchen über die Seiten.

Über den Einband hatte sich vermutlich einmal ein Blumenmuster geschlängelt. Hier und da konnte man verblichene Blätter erkennen. Das Papier war auf der Vorderseite aufgeraut und vergilbt. Drei dicke Buchstaben waren mit einem Messer eingeritzt worden.

E-N-A

Vorsichtig strich Carsten über die Schnitte. Zwischen ihnen sprang einem die eigentliche Farbe des Buches ins Auge. Ahornrot. Neben ihnen waren Löcher zu sehen, als ob jemand mit voller Wucht den spitzen Bleistift hineingerammt



hatte. Brandflecken zogen sich über die lädierte Hülle. Wie schwarze Masern bedeckten sie sie, als hätte jemand viele Zigaretten auf dem Buch ausgedrückt. Carsten strich noch einmal über die Risse, die auch auf der Rückseite den roten Untergrund hervorblitzen ließen, und klappte es auf.

Auch das Innenleben des Buches war von der ersten bis zur letzten Seite von diesem aggressiven Umgang geprägt. Teilweise waren Blätter hinausgerissen oder zerschnitten. Man fand aber auch hier wieder Brandflecke, die gleich mehrere Seiten durchlöcherten. Das Papier war dünn. Es knisterte beim Umblättern. Carstens Arbeitsleuchte schien grell auf die kleinen krakeligen Buchstaben, die wie draufgespuckt auf den Seiten klebten. Lange Sätze zogen sich kreuz und quer über das Papier, kaum zu entziffern.

Carsten kannte einzelne Textstellen auswendig. So lange hatte er mit pochendem Kopf über dem Buch gehangen.

Er las: *Ich hab Hendrik von dem Paket erzählt. Ich hab ihn angeschrien! Bin ausgerastet. Hab ihm klargemacht, dass das scheiß Forschungsinstitut Bescheid weiß! Seine Eltern wissen alles! Sie wissen, dass ich, Elena Kamm, mit für die „Einbrüche im hochgeschätzten Bereich der Medizinischen Forschung am lebenden Tier“ verantwortlich bin! Nur wegen dieser scheiß Kamera! Warum machen sie sich die verdammte Mühe, mir Päckchen zu schicken? Warum rufen sie nicht gleich die Polizei?*

*

Die Kälte machte mich starr. Die Sirenen waren nicht mehr zu hören. Die Motorengeräusche schon lange Zeit verklungen. Ich kauerte hinter den Büschen. Zitterte. Wagte es kaum zu atmen. Vorsichtig bog ich mit zerschrammten Händen die Äste der Hecke auseinander und spähte durch das Loch.

Der Parkplatz lag wie leergefegt vor mir.

Noch 5 Stunden und 16 Minuten, 22:17 Uhr

„Jonas“, rief ich, als ich die Eingangstür der Zweizimmerwohnung mit einem Tritt zustieß.

Keine Antwort. Bardino schoss auf mich zu und sprang an mir hoch. Mir buschte trotz der ganzen Aufregung ein Lächeln übers Gesicht – so wurde man gerne begrüßt. Ich wuschelte ihm durch das warme Fell, sein Schwanz wedelte und schlug gleichmäßig gegen die Wand. Er knappte mir noch kurz in den Finger und trottete dann zufrieden auf seinen Schlafplatz zurück. Ich streifte mir den schwarzen Pulli über den Kopf, ließ ihn zu Boden fallen, durchquerte dann den Flur, vorbei an der Küche, die hinter verdreckten Geschirrstapeln verschwand, vorbei an dem kleinen fensterlosen Bad, in dem die Lüftung durchgehend ein monotones Brummen von sich gab.

Die Zimmertür meines Bruders war nur angelehnt. Sie war überdeckt von knallbunten Stickers, die wir den Vormieter zu verdanken hatten. Ich stand nun im Türrahmen. Schloss die Augen. Einzelne Bilder des vergangenen Abends blitzen in meinem Innern auf.

Die U-Bahnstation Görlitzer Bahnhof ... das Versuchslabor ... die Welpen ... die demolierte Kamera ... das Blaulicht ... der leere Parkplatz. Ich atmete die wieder aufsteigende Wut aus



und sog neue Luft ein. Sie roch nach ihm. Schmeckte nach ihm. Jonas. Ich schluckte. Ich werde ihn verlieren.

Erneut rollte eine Welle von Zorn durch meine Glieder, doch ich drängte sie aus meinem Kopf und stieß kurzerhand die Tür auf.

*

Die plötzliche Erkenntnis schoss wie ein Pfeil in seinen Kopf. So wie es Geistesblitze an sich haben.

Der Schlüssel! Carsten ergriff den unscheinbaren Gegenstand, der ihn beim Öffnen des Paketes vor einer Woche solche Verwirrung bereitet hatte. Auf seinen großen Handflächen wirkte der Schlüssel verloren. Er schob die Ordner, die seinen Schreibtisch belagerten, mit beiden Ellebogen zur Seite. Die Schreibtischunterlage die nun zum Vorschein kam, zeigte eine große Buddhastatue. Vorsichtig legte den Schlüssel genau zwischen dessen halbgeöffneten Augen und starrte ihn gebannt an. Dann riss er den Blick los und wühlte in der oberen Schublade seines Schreibtisches.

Die Ersatzbrille, Heftklammern, abgebrochene Stifte schob er beiseite. Wo war es?

Da!

Das zierliche Vorhängeschloss, das Enas Tagebuch einst vor neugierigen Augen hatte bewahren sollen. Er hatte es mit einer einfachen Zange geknackt. Nun war das Schloss verbogen und glänzte lädiert im Schein der Arbeitslampe. Es war genauso schlicht und einfach gearbeitet wie der Schlüssel, der immer noch zwischen den Augen des Buddhas ruhte. Carsten nahm ihn und steckte ihn in das Vorhängeschloss. Er passte!

Wer auch immer das Paket gesendet hatte, hatte Ena gekannt. Und dieser Jemand wusste, dass er, Carsten, Enas Tagebuch besaß!

*

Zusammengesunken saß er an seinem Schreibtisch. Ich riss stumm den Mund auf. In meinem Kopf klingelten die Alarmglocken.

„Jonas!“ Ich rannte zu ihm und rüttelte seine breiten Schultern während der Schock meinen Körper taub werden ließ.

„S...sag ma spinnst du?“, japste er und saß im nächsten Moment kerzengerade da. „Ich hab nur gepennt. Keine Sorge, noch bin ich nicht tot.“

Noch. Dachte ich, ohne es denken zu wollen. Ich strich ihm durch die wilde Mähne. Das Sternzeichen Löwe hätte besser zu ihm gepasst.

„Wie geht's dir?“, fragte ich mit trockenem Mund. „Hast du Mama und Papa schon angerufen? Soll ich dich noch irgendwohin fahren? Brauchst du noch was?“

„Ich kann selber fahren“, brummte er.



„Okay, alles klar. Ich bin drüben, wenn du was brauchst, ruf mich einfach.“

„Ena, verdammte Scheiße, das war der Grund, warum ich von Mama und Papa zu dir gezogen bin. Also hör auf damit“, er stockte und fügte dann mit beherrschter Stimme fort „hör auf, dir wie eine Mama Sorgen zu machen.“

Es folgte ein unangenehmes Schweigen. Jonas blickte auf seinen Laptop, auf dem ein rotes GAME OVER blinkte. Er sah mir schon lang nicht mehr ins Gesicht, wenn wir redeten. Wenn wir überhaupt redeten.

„Ich will es Mama und Papa nicht sagen. Es kommt mir so vor als wäre die letzte Chemo vollkommen umsonst gewesen. Hätten sie mich ja gleich verrecken lassen können. War ja eh abzusehen, dass dieser scheiß Krebs wiederkommt.“

Seine Stimme klang kalt. Es lag wieder ein unangenehmes Schweigen in der Luft, das mir die Lunge zudrückte.

Und plötzlich, ganz plötzlich riss seine Maske.

Jonas sank mit dem Kopf auf die Schreibtischplatte und Tränen liefen über sein Gesicht. Er zitterte.

Erst stand ich unschlüssig da. Wie reagiert man, wenn der ältere Bruder in Tränen ausbricht?

Ich kniete mich neben ihn. Strich mit den kalten, blutverkrusteten Händen durch die Haarmähne. So wie Mama.

„Fass mich nicht an!“, schrie er da.

Reflexartig riss ich die Hand zurück. Und leise, ganz leise lief ich zurück zu seiner Zimmertür, die sperrangelweit offen stand - wie ein Löwenmaul vor dem tödlichen Biss.

Der Kühlschrank begann zu surren, als ich ihn öffnete. Das Licht schoss schmerzhaft grell in meine müden Augen. Mit einem Schluck leerte ich die angebrochene Tequilaflasche und stellte sie leer zurück. Ich musste die Bilder aus dem Kopf bekommen. Sie kreisten in ihm umher und ließen immer wieder die Wut in meinem Bauch aufkochen. Fieberhaft eilte ich in mein Zimmer, zog mein Tagebuch aus dem Gewühl auf dem Teppichboden.

Die großen roten Buchstaben E-N-A sprangen mir wie die blutverkrusteten Schrammen an meinen Händen ins Auge. In meinem Kopf pulsierte ein wirrer Knäuel aus Gedanken. Ich zog den kleinen Schlüssel hervor und öffnete das Buch. Der Knoten pulsierte stärker. Wie die Schläge eines Herzens. Es schwoll an. Und ich fing an zu schreiben.

Wir wurden erwischt. Alle sind weg. Auch Phil. Diese verdammten Bullen. Ich könnte kotzen.

*

Wir wurden erwischt. Alle sind weg. Auch Phil. Diese verdammten Bullen. Ich könnte kotzen. Noch ein Jahr – das hatten die Ärzte auch schon vor der letzten Chemo gesagt ...

Aber was bringt einem dieses Jahr, wenn man es nicht schafft, es zu genießen, wenn es einem nicht gelingt sich an den guten Dingen im Leben festzuhalten, wenn es zu einem Jahr Qual wird, wenn – das schrille Klingeln des Telefons ließ Carsten aufschrecken. Das



Display zeigte eine unbekannte Nummer an. Carsten runzelte die Stirn, atmete tief durch und nahm den Hörer ab.

„Carsten Winter, hallo?“, sagte er und in dem Moment, als die Stimme am anderen Ende der Leitung zu reden begann, setzte sein Herz für einen Schlag aus.

„Hier ist Jonas, Jonas Kamm.“

*

Noch 3 Stunden und 49 Minuten, 23:44 Uhr

Die Stille drückte in den Ohren. Ich stand auf einer verlassenen Straße. Die Kälte hatte die Schrammen auf meinen rauen Händen aufgerissen. Hier draußen war es so leise, dass ich fürchtete, ein Klang würde die geräuschlose Luft, die eisig in meiner Lunge brannte, zum Zerspringen bringen. Die Straßenlaternen erhellten das trostlose Grau der Hauswände.

Ich hatte es nicht mehr ausgehalten. Hatte mich der beruhigenden Wirkung des Alkohols hingeeben, hatte aufgehört zu schreiben, den Pulli angezogen, war das Treppenhaus hinunter gesprintet, immer drei Stufen auf einmal – und war losgerannt.

Dann hatte ich mich in die U-Bahn gesetzt, die genau in dem Moment, als ich keuchend den Bahnsteig erreicht hatte, eingefahren war. Nun war ich ausgestiegen. Lief ziellos durch die Gassen und begegnete nur den gespenstischen Schatten der im Wind wehenden Bäume.

Ich weiß nicht wie lange ich gelaufen war, die Minuten verstrichen stumm wie das schnelle Rieseln einer Sanduhr. Als mich das dumpfe Läuten der Glocken, die Mitternacht verkündeten, erreichte, und der dröhnende Hall mir einen Schauer über den steifen Rücken jagte, bog ich in die Hauptstraße ab.

Düstere Gestalten schienen urplötzlich zwischen den Asphaltritzgen emporzuwachsen. Autos rasten vorbei, ihre roten Lichter verschwommen zu einem Farbrausch, der vor meinen Augen zu flimmern begann. Ich stolperte, fiel hart auf die Knie, blieb am Boden.

„Ey, du, alles klar?“

Ich sah mich nach dem Besitzer der rauchigen Stimme um. Mein Kopf hämmerte, entfernte Bässe waren zu hören. Die Konturen meiner Umgebung verschärften sich.

„Ja, ähm alles klar“, brummte ich und erkannte eine junge Frau, die sich zu mir herunterbeugt hatte und mir den vollen Einblick in ihren Ausschnitt bot. Ihr kurzer Rock klebte an den dünnen nackten Beinen, die im künstlichen Licht seltsam fleckig aussahen. Ich lächelte sie kurz an, bevor ich mich zitternd erhob. Sie lächelte zurück, dunkelbraun geränderte Zähne sprangen aus dem knochigen Gesicht hervor. Dann drehte sie sich geübt auf den hohen Schublen um, sodass die langen Haare durch die Luft wirbelten, und stelte zur Bordsteinkante.

Reifen quietschten auf dem nassen Asphalt. Ein dunkelblaues Auto hielt, der Fahrer öffnete das Fenster, während er lässig Kaugummi kauend die Frau mit den schlechten Zähnen musterte. Die beugte sich zu seinem Fenster hinunter, sodass der knappe Rock hoch rutschte.

Als mir auffiel, wie gespannt ich die ganze Szene mitverfolge, drehte ich mich beschämt weg und stolperte zu einer Parkbank. Achzend ließ ich mich nieder. Ich spürte das Nass der



modrigen durch die zerlöchernte Strumpfhose und Taubheit kroch in meine Oberschenkel. Dönerbudengeruch zog mir in die Nase. Mir wurde übel. Schnell steckte ich mir eine Zigarette an, nahm tiefe Züge und spürte, wie sich mein Körper entspannte.

Die Straße war noch viel befahren für diese Uhrzeit. Teenager mit leeren Wodkaflaschen liefen grölend neben schicken Leuten, die gerade die Theatervorstellung verlassen hatten, an den Schaufenstern entlang. Neben den parkenden Autos stand ein kahles Baumskelett neben dem anderen. Sprühregen setzte ein.

Nachdem die Glut der Zigarette beim Ausdrücken auf der nassen Bank mit einem lauten Zischen erlosch, zog ich mein kleines Notizbuch aus der Jackentasche. Ich hatte es immer dabei – jedoch behandelte ich es im Gegensatz zu meinem Tagebuch mit äußerster Sorgfalt. Ich fing an zu schreiben, die Miene des halb abgebrochene Bleistifts ratschte über das Papier.

Baumskelette nackt

Verspielt ziehn sie gern blank

Blättertanzburen

Ich las das Gedicht mehrmals, bevor die entfernten Bässe wieder in mein Bewusstsein drangen. Vor dem Club auf der gegenüberliegenden Straßenseite, aus dem die schnellen Rhythmen über die Straße zu mir flogen, standen einige Raucher. Das Gebäude lag vollkommen schwarz da, ragte in den Nachthimmel und verschmolz mit ihm. Weiße Buchstaben zogen sich über die Hauswand und blitzten einem ins Auge.

JENSEITS - MASKENPARTY. Ich stand entschlossen auf und zog mir meine Sturmhaube über.

Bässe schlugen mir entgegen und brachten meine Organe zum Vibrieren. Ich schmeckte den intensiven Schweißgeruch in der Luft. Hinter mir fiel die schwere Tür ins Schloss.

Die Wände der schmalen Kellergänge schienen zu beben. Langsam folgte ich den Klängen, die aus der Tiefe des Clubs drangen und mit langen Fingern an mir zogen. Die Schwüle schnürte mir die Luft ab. Ich drängte mich an den vielen Menschen vorbei, die mit leeren Augen in den Gängen saßen. An den Wänden lief kondensierter Atem herunter. Die Tropfen glitzerten in dem diesigen Licht. Ich erreichte eine Treppe, deren Ende man nur erahnen konnte. Ich atmete tief ein, ging die Stufen herab – das Schwarz verschluckte mich.

Die Musik wurde lauter, umfloss mich. Der Boden bebte. Vor mir ein Knäuel von Menschen. Wie elektrisiert bewegten sie sich zu den Takten der Musik, gaben sich dem Dröhnen hin. Versanken in Trance. Alle Gesichter verborgen hinter Masken. Ich atmete die dumpfen Elektrorhythmen ein, ließ mich mitreißen – und fühlte mich so frei wie noch nie.

Noch 35 Minuten, 2:58 Uhr

Knallrote Buchstaben sprangen mir entgegen, als ich die Toilette betrat. FUCK THE SYSTEM war mit Lippenstift an die Wand geschmiert worden. Daneben stand: FICK DICH SELBER. Ich wischte mir grinsend die tropfenden Haarsträhnen aus dem Gesicht.



Mein Pulli klebte an der der glühenden Haut. Beim Tanzen hatte ich den ganzen Groll abgeschüttelt.

Zwei Mädchen stolperten kichernd aus einer Kabine und schwankten zurück durch die Tür. Schnell zog ich die Sturmhaube ab, die mir das Atmen schwermachte, drehte den Hahn auf und ließ mir eiskaltes Wasser über die pulsierenden Hände laufen, presste sie dann auf die geschlossenen Augen. Nur gedämpft hörte ich, dass jemand die Toilettenspülung betätigte. Meine Ohren waren von der enormen Lautstärke wie taub. Der Alkohol kreiste in meinem Blut. Meine Augenlider zuckten unter den Handflächen, ich nahm sie herunter -

Jemand stand neben mir. Die mattschwarze Maske leuchtete in dem hässlichen Neonlicht.

„Ähm ... hey“, sagte ich zögernd.

Er antwortete nicht und legte ein Tütchen auf das Waschbecken. Ein Tütchen mit blauen Pillen.

„Willst du? Ist echt super, aber nicht zu krass“, sagte er lässig und die dunklen Augen blickten auffordernd in meine Richtung.

„Ich hab kein Geld dabei“, nuschelte ich und strich über die Schrammen an meinen Händen. Das Blaulicht flammte wieder in meiner Erinnerung auf. Ich schluckte schwer.

„Ich schenk's dir“, erwiderte er, kniff mir kurz in die Seite und verließ ohne ein weiteres Wort das Klo. Perplex schaute ich eine Weile auf die Tür, die hinter ihm zufiel. Dann blickte ich meiner bleichen Gestalt im zersprungenen Spiegel entgegen.

Noch 10 Minuten, 3:23 Uhr

Die Kacheln in ihren Rücken waren kalt. Sie saß zusammengesunken zwischen Toilette und Kabinenwand. Ihr war kotzübel. Die Tüte mit den Pillen hielt sie fest in der Hand. Mit der anderen stützte sie sich am Boden ab. Alles drehte sich. Der bittere Geruch in der Luft vernebelte ihre Sinne. Der Schmerz wallte aus der Magengegend nach oben, streckte sich über die Stirn aus. Die Schläfen pochten. Ihre Finger krallten sich um das leere Tütchen. Ihre trockene Kehle forderte Wasser. Sie richtete sich auf. Keuchte. Ihr Sichtfeld begann zu flimmern. Die Welt wirkte wie ein schlafendes Tier, das heftig atmete. Auch die Wände fingen an zu zittern.

Dann brach sie zusammen.

4 Stunden und 12 Minuten später, 7:45 Uhr

Der Hall schneller Schritte drang durch die Gitterstäbe in die Zelle. Beißender Schweißgeruch zwang Phil dazu, die Hände vors Gesicht zu schirmen. Er saß mit vier anderen Menschen auf eine Holzbank, die unter ihrer Last ächzte. Der Mann neben ihm kratzte sich geräuschvoll die linke Achselhöhle und schnaubte verärgert, als das Licht gedämmt wurde.

Die gleichmäßigen Schritte waren immer noch zu hören. Phil erhob sich. Seine müden Knochen knackten, als er begann, auf und ab zu laufen. Vier große Schritte in Richtung des verstaubten Fensters. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und lief auf das Gitter zu, das die Gemeinschaftszelle von dem langen Gang abgrenzte. Die Schritte wurden lauter und ... im



nächsten Moment stand ein junger Polizist vor der Gittertür, die er mit einem schweren Schlüsselbund aufsperrte.

„Carsten Philipp Winter, kommen Sie bitte!“

Die runzlige Frau am Schreibtisch zog die Brauen hoch, als Phil sich in seinen durchlöchernten Hosen auf einen Plastikstuhl fallen ließ.

„Komm ich jetzt raus?“, grunzte er missmutig.

„Sie sind Carsten Philipp Winter?“

„Ne, ich bin Phil Winter“, gab er forsch zurück. „Hat etwa jemand die Kaution bezahlt?“

„Herr Winter, es geht um einen Todesfall. Wir haben Ihre Adressdaten bei der Leiche gefunden. Die Tote heißt Elena Kamm. Frau Kamm ist an einer Überdosis gestorben“

*

13507 Stunden später

Quietschende Reifen schlitterten auf dem Asphalt. Carsten saß auf einer Parkbank. Gegenüber ragte ein tintenschwarzes Gebäude in die Luft. Der Wind piffte durch die aufgefaltete Tageszeitung. Seine Hündin Lena saß brav zu seinen Füßen und verfolgte die vorbeifahrenden Autos mit wachem Blick. Carsten kraulte ihr die weichen Ohren. Sie bellte kurz, als er sich wieder der Zeitung zuwenden wollte, und er gab nach und streichelte sie, während er weiter las.

Den Artikel *Zahl der Tierversuche geht zurück* hatte Carsten am Morgen grün umrandet. *Wie das Bundeslandwirtschaftsministerium am Sonntag mitteilte, wurden im vergangenen Jahr 2,7 Prozent weniger Tiere für die Forschung eingesetzt als 2012.* Haben wir wohl doch was erreicht, Ena, dachte er und faltete die dünnen Seiten zusammen, als er den hochgewachsenen Mann auf der anderen Straßenseite erkannte. Der lange Mantel schmeichelte ihm. Sein energischer Gang ließ die volle Haarmähne auf und ab wippen. Jonas Kamm machte vor den Türen des JENSEITS Halt.

Die Tanzfläche lag wie leergefegt vor ihnen. Durch die geöffneten Kellerfenster, die von innen mit schwarzer Folie beklebt waren, flutete etwas Licht in den kahlen Raum. Sie folgten den vergilbten Toilettensymbolen durch die verzweigten Gänge. Ein mulmiges Gefühl breitete sich in Carstens Bauch aus. Gleich würde er den Ort sehen, an dem Enas Leiche gefunden worden war. Seit Elenas Bruder ihn vor einigen Wochen angerufen hatte und sie sich mehrmals getroffen hatten, fügten sich in die Puzzleteile in Carstens Kopf nach und nach zusammen.

Die Angst vor dem Paket, die ihm die Kehle zugeschnürt hatte, war unbegründet gewesen. Jonas war nämlich der Versender gewesen! Doch seit die Ermittlungen über den Einbruch in das Forschungsinstitut wegen mangelnder Beweise eingestellt worden war, wurde Carsten bei jeder Päckchenlieferung panisch.



Es knarrte laut, als Jonas die Toilettentür öffnete. Ein beißender Geruch von Desinfektionsmittel wallte uns entgegen.

Wir betraten den Raum und näherten uns der hinteren Kabine.

Die wirre Zeichnung eines Hundes sprang uns ins Gesicht. Darunter folgten vier Textzeilen. Vorsichtig strich Jonas mit den Fingern über die kleinen krakeligen Buchstaben, die sich kreuz und quer über die Wand zogen und schluckte schwer.

nicht fähig die Welt zu bekehren

nicht mal fähig sich selbst zu retten

außer wir schaffen's uns an die schönen Momenten zu ketten

und das Leben zu lernen

*

Verdammt, wo kam der Nebel plötzlich her? In Schwaden zog er auf, hüllte die Umgebung in einen Schleier. Lena, die sonst gemütlich im Schritttempo neben ihm herlief, zog wie wild an der Leine. Der Wind brachte die hohen Bäume zum Rauschen. Er ließ ihn frösteln. Für Anfang März war es noch sehr kalt. Die Sonne war nun vollkommen vom Nebel verschluckt. Waldweg und Horizont verschwammen zu einem weißen Nichts. Leise setzte der Regen ein, der schon seit Tagen vom Wetterbericht angekündigt wurde. Große Tropfen fielen durch die kahlen Baumskelette und klatschten auf die Erde. Der Schauer wurde stärker. Seine Schritte gaben auf dem matschigen Waldweg schmatzende Geräusche von sich. Die zarte Geräuschkulisse wurde von Lenas lautem Bellen unterbrochen, das Carsten aus seinen Gedanken riss. Ein Eichhörnchen hatte die Aufmerksamkeit der jungen Hündin geweckt. Mit aufgestellten Ohren verfolgte sie es und hüpfte dann am Stamm hoch. Sie hechelte wild und gab ein herzzerreißendes Jaulen von sich. Dann blickte sie mit großen Augen zu Carsten hoch, als würde sie sich über diese genetische Unfairness beklagen, dass sie nicht auf Bäume klettern konnte. Und trotz der unangenehmen Tatsache, dass das Wasser ihm schon in seinen Schuhen stand und seine Finger taub wurden, gelang es der Hündin, ihn zum Lächeln zu bringen. Er hielt sich an diesem glücklichen Moment fest. Ganz fest.